



Shylocks Erbe – Was wir von Shakespeare über die Finanzkrise lernen können

Dr. Rainer Hank

Ressortleiter Wirtschaft sowie Geld & Mehr bei der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

„Shakespeares ‚Kaufmann von Venedig‘ ist kein Schurke und Betrüger, sondern ein Abenteurer. Das Drama versetzt uns in eine Welt voller Unternehmergeist. Es ist eine Welt, in der die Menschen mit hohen Einsätzen etwas wagen, ohne sicher sein zu können, dass ihre Unternehmung auch Erfolg hat. Das gilt für das Geschäft, nicht minder als für die Liebe. Man hat keine Bedenken, auf Pump zu leben, exzessiv Kredite zu nehmen und hohe Renditen einzustreichen, die abermals zum munteren Geldausgeben verleiten.“

Wohlstand gibt es – *Ludwig Erhard* zum Trotz – nicht für alle. Einige sind reich, andere arm. Die, die heute reich sind, waren vor einigen Jahrzehnten noch sehr arm, und vor einigen Jahrhunderten waren sie bettelarm.

Wie sehr haben wir uns verbessert, verglichen mit den Bedingungen, unter denen unsere Vorfahren – sagen wir um das Jahr 1600 – leben mussten? Einen Wohlstandsfortschritt um 200 Prozent schätzen die Leute, wenn man sie raten lässt, und sie verschätzen sich damit gewaltig: Was wir uns heute an Essen und Trinken, an Gesundheit und Bildung, an Wohnung und Kleidern leisten können, übertrifft das Niveau des Jahres 1600 nicht um 200, sondern um 2000 Prozent, sagen uns die Wirtschaftshistoriker. Dass wir diese Erfolgsgeschichte derart unterschätzen, liegt natürlich daran, dass die Menschen sich rasch an das gewöhnen, was sie haben, und sich heute ohnehin niemand mehr so genau an das beginnende 17. Jahrhundert erinnern kann.

Gewiss könnten wir uns die Geschichte des menschlichen Fortschritts eher zu vergessen erlauben, hätte die gesamte Menschheit ungefähr im gleichen Maße daran partizipiert. Aber so ist es ja nicht. Der Durchschnittsdeutsche und der Durchschnittsafrikaner lebten um das Jahr 1600 ungefähr in gleich elenden Bedingungen. Heute haben wir uns um 2000 Prozent verbessert, während sich in Afrika in der Zwischenzeit nicht sehr viel getan hat.

Ideen als Quelle des Wohlstands

Warum also sind einige reich und andere arm? Aus meiner Sicht ist das die Dreh- und Angelfrage, warum es nicht nur Freude macht, sondern auch fast schon moralische Pflicht ist, über die Quellen des wirtschaftlichen Wachstums nachzudenken. Ich weiß, ich bin nicht der erste, der sich damit beschäftigt. Entsprechend breit ist das Spektrum der Antworten. „Akkumuliert, akkumuliert: Das ist Moses und die Propheten“, hielt bekanntlich *Karl Marx* für das Geheimnis des Kapitalismus, und noch die sogenannten neuen Wachstumstheorien von heute pflichten ihm bei.

Ist Kapital das Geheimnis des Kapitalismus? Im Gegenteil, sagen die Idealisten, denen ich mich in dieser Dankesrede gern anschließen möchte: Es waren Ideen, die den Kapitalismus ans Laufen brachten. Die Abenteurer der europäischen Wohlstandsgeschichte begannen im Kopf, nicht in den Maschinen. Dass es uns heute so gut geht, beruht auf einer Veränderung unserer Einstellungen, Tugenden und Haltungen zu Reichtum, Erfolg, Risiko oder Wettbewerb. Es ist keine verbohrt europäische Arroganz, sondern historische Wahrheit, zu behaupten, dass dieser „ethische und rhetorische Tsunami“ im europäischen Bürgertum der frühen Neuzeit startete und wir alle bis heute die Früchte dieser Umwertung aller Werte ernten.¹

Für diese Auffassung habe ich einen Kronzeugen, den man in diesen Tagen in einem Vortrag min-

¹ Vgl. Deidre McCloskey, *Bourgeois Virtues: Ethics for an Age of Commerce*, University of Chicago Press 2006; vgl. auch www.deidremccloskey.com.

destens einmal zitieren sollte: *John Maynard Keynes*. „It is ideas, not vested interests, which are dangerous for good or evil.“ Ideen verändern die Welt mehr als die Macht der Interessengruppen. Weil bis zum späten Mittelalter die biblische Überzeugung galt, man könne nicht Gott dienen und dem Mammon (Mt 6, 24) – wobei Mammon für Besitz und Reichtum steht –, war das Sozialprestige des Kaufmanns nie sonderlich hoch. Eher geht bekanntlich ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in den Himmel kommt (Mt 19, 24). Der Verzicht auf das Vermögen brachte *Franz von Assisi* die Heiligsprechung. Auf die Idee, seinen Vater, einen reichen Kaufmann der Stadt, heilig zu sprechen, wäre niemand gekommen.

Irgendeine Umdeutung der Einstellungen und Haltungen muss also stattgefunden haben zwischen dem späten Mittelalter und dem Jahr 1800, als es in England zum Wachstumswunder der industriellen Revolution kam. Denn diese industrielle Revolution fiel nicht vom Himmel. Profitstreben, Gier, der Traum vom Reichwerden, all das kannten die Menschen immer schon seit Adam und Eva; es gehört zu ihrer Natur. Dass aber das Profitstreben segensreich für die Menschen ist, dass es sich deshalb auch auszahlt, sich „nützliches Wissen“ auszudenken und marktfähige Erfindungen zu machen, dazu bedarf es der Anerkennung von Leistung, Arbeit und Gewinn, was – wie wir bis heute sehen – alles andere als selbstverständlich ist.² Und es bedarf der Erfindung und Garantie lebenswichtiger Institutionen, nennen wir sie Markt, Privateigentum und Vertragsfreiheit, damit sich das Wirtschaften nachhaltig lohnt.

Die Jahre zwischen 1450 und 1800 in Europa sind die Achsenzeit der europäischen Wohlstandsgeschichte. Hier ist die Antwort zu finden auf die Schicksalsfrage, warum einige Nationen reich, andere aber arm sind. Es ist aufregend, diesen Prozess der rhetorischen Neubewertung zu rekonstruieren und zu sehen, welche intellektuellen oder auch ideologischen Klimmzüge etwa *Francesco Datini*, ein toskanischer Wollhändler und Spekulant des 14. Jahrhunderts, machen musste, um nicht nur seine Handels-, sondern auch seine Bankgeschäfte als gottgefällig zu interpretieren. Renaissance ist eben nicht nur Abwendung von der mittelalterlichen Frömmigkeit, sondern auch Ca-

mouflage der neuen Werte im Deutungsrahmen der alten Wertewelt. Wir müssen Leuten wie *Datini* extrem dankbar sein. Ihren Ideen, mehr noch als ihren Taten, verdanken wir unseren Wohlstand.

Antikapitalistisches Weltbild um 1600

Doch statt nach Prato oder Florenz will ich mit Ihnen jetzt unter Führung von *William Shakespeare* einen kleinen Ausflug in das Venedig der frühen Neuzeit machen. *Shakespeares* Schauspiel „Der Kaufmann von Venedig“ wähle ich deshalb, weil das Stück sich deuten lässt als ein Schwellentext der rhetorischen Umwertungsgeschichte, wenn man so will zwischen *Dante* und *Adam Smith*; ein idealistischer Basistext also als Bedingung der Möglichkeit der späteren materialistischen Wohlstandsrevolution.

Venedig gilt als das Modell eines politisch klug regierten, multikulturellen und gerade deshalb auch wirtschaftlich erfolgreichen Gemeinwesens. Sein Wohlstand beruht auf dem Seehandel. Große Flotten, für deren Finanzierung und Risikoabdeckung schon damals häufig große Handelskompanien zeichneten, waren aktiv im globalen Tausch: Luxusgüter aller Art – Gewürze, Tuche und vieles mehr –, gar alles, was die damalige Welt produzierte, kreuzte den Hafen der Stadt. Venedig war eine lebensfrohe und sinnenfreudige Weltstadt, in der Handel und Kultur blühten. Weltoffen war man in jeder Hinsicht. Privatwirtschaftlicher Unternehmergeist wurde gefördert, der Staat garantierte Rechtssicherheit, und das Meer besorgte die Daseinsvorsorge.

Shakespeare veröffentlicht seinen „Kaufmann von Venedig“ – man weiß nicht so genau, ob das Stück eine Tragödie oder eine Komödie ist – im Jahr 1600. Die Zeit, in der es spielt, wird nirgends genau datiert. *Shakespeare* begnügt sich, für sein elisabethanisches Publikum das Bild eines auf der Seefahrt beruhenden Wohlstands zu evozieren: Die venezianische Welt des 14. und 15. Jahrhunderts war eine Welt, die seinem Publikum bekannt war, beruhte doch auch der Wohlstand Englands auf den Erfolgen des Seehandels. Die Welt Venedigs ist unsere Welt, sollten die Zuschauer begreifen.

Wie groß die Aversion gegenüber Reichtum, Markt oder Wohlstand bei den Menschen um 1600

2 Vgl. John Moky, *The Gifts of Athena: Historical Origins of the Knowledge Economy*, Princeton University Press 2002.



noch war, lässt sich etwa bei *Robert Burton* nachlesen, dessen „Anatomie der Melancholie“ unheimlich populär war und das überkommene Weltbild drastisch zeichnete. *Burton* fragt: „Was ist ein Marktplatz?“³ Und seine Antwort, ganz der antikapitalistischen Tradition verhaftet, lautet: „Es ist ein Ort, wo einer den anderen übers Ohr haut, eine Falle. ... ein Auflauf wandelnder Koblode und Gespenster, ein Theater der Heuchelei, ein Handelshaus der Gaunerei und Liebedienerei, eine Pflanzstätte der Schurkerei. Solange sie einander zweckdienlich sind, lieben sie sich und stehen sie sich sogar bei, aber kaum ist kein Vorteil mehr zu erwarten, da behandeln sie den anderen wie einen alten Hund, jagen ihn davon oder hängen ihn an den nächsten Nagel. ... Mit einem Wort: Jeder dient nur seinen eigenen Zielen. Unser Summum Bonum ist Besitz, und die Göttin, die wir anbeten, heißt *Dea Moneta*, Königin Geld: Ihr opfern wir täglich, sie lenkt unsere Herzen, Hände, Sinne.“ – Wenn man das hört, weiß man auch, wo die Ressourcen des heutigen Antikapitalismus liegen: Die rhetorische Wucht *Burtons* ist freilich längst im Klischee der immergleichen Stereotypen verflacht.

Shakespeare kennt dieses Markt verachtende Weltbild, mag es aber nicht mehr teilen. Sein „Kaufmann“ ist kein Schurke und Betrüger, sondern ein Abenteurer. Das Drama versetzt uns in eine Welt voller Unternehmergeist. Es ist eine Welt, in der die Menschen mit hohen Einsätzen etwas wagen, ohne sicher sein zu sein können, dass ihre Unternehmung auch Erfolg hat. Das gilt für das Geschäft, nicht minder als für die Liebe. Man hat keine Bedenken, auf Pump zu leben, exzessiv Kredite zu nehmen und hohe Renditen einzustreichen, die abermals zum munteren Geldausgeben verleiten. Wir sind nicht im „Theater der Heuchelei“ *Burtons*, sondern in einer Welt, die selbst „Bühne ist, wo jeder Mensch eine Rolle spielen muss“.

Abenteurer und Hasardeure

Schauen wir uns diese Rollen einmal etwas genauer an: Da ist zunächst *Bassanio*, ein aristokratischer Lebemann, ein Hasardeur, Glücksspieler und notorischer Geldverschwender. *Bassanio* ist das typische Exemplar einer höfischen Zeit, dem

der Müßiggang auf Kosten anderer als höchstes Ziel dient. Der Kerl ist bis über beide Ohren verschuldet und zum wiederholten Mal völlig blank. Er muss zugeben, seinen Besitz vollständig heruntergebracht zu haben. Als Ausweg plant er eine Hochzeit mit der hübschen, und – viel wichtiger noch – reichen Erbin *Portia*. Die Sache hat nur einen Haken: Das Werben um die reiche Dame kostet eine ganze Stange Geld, das *Bassanio* eben mal wieder fehlt.

So kommt *Bassanio*, ebenfalls zum wiederholten Mal, auf die Idee, seinen Freund *Antonio* anzupumpen. *Antonio*, der Kaufmann von Venedig, ist viel mehr als nur ein „ehrbarer Kaufmann“. Er ist ein genialer Abenteurer, der das große Geld auf See gemacht hat und weiterhin machen will. Er liebt das „venture“, ein Ausdruck, welcher zu *Shakespeares* Zeit nicht nur die Unternehmung im kaufmännischen Sinn meinte, sondern auch Abenteuer, Glück, Wagnis oder Risiko. Alle seine Besitztümer hat *Antonio* auf See. Alles setzt er auf eine Karte. Wenn die Rechnung aufgeht, wird sich das Abenteuer für ihn mannigfach auszahlen. Welch unglaubliche Renditen im Seehandel zu machen waren, bezeugt der Weltumsegler *Sir Francis Drake*, ein Verwandter im Geiste des *Antonio*, der nach der Überlieferung bei der Rückkehr von seiner Weltumsegelung 1577 bis 1580, also in nur drei Jahren, seinen Aktionären eine Rendite auf das eingesetzte Kapital von 4700 Prozent gebracht hat. Da werden die heutigen „Ackermänner“ mit ihren lumpigen 25 Prozent ganz schön blass.

Dass die Sache riskant ist, weiß *Antonio*: Auf See gibt es Sandbänke und Untiefen, zuweilen neigt der Mast des Schiffes sich bedrohlich und küsst sein eigenes Grab. Keine Frage: Was eben jetzt noch so viel wert war, kann plötzlich zerrinnen. Nichts ist beständig, alles ist vergänglich.

Antonio, der Bürger, ist also Abenteurer wie der Aristokrat *Bassanio*. Doch er ist kein Hasardeur. Denn er muss sein Geschäft nüchtern und rational kalkulieren, er braucht Seeleute, die Schiffe zu navigieren verstehen, und muss Wissen haben über die Märkte ferner Länder und die politischen Gegebenheiten auf der ganzen Welt. *Antonios* Risikofreude ist die des bürgerlichen Kaufmanns der Moderne.

Antonio also ist zwar reich, aber nicht liquide, da seine Schiffe erst in einigen Wochen mit den Han-

³ Robert Burton, Anatomie der Melancholie, übersetzt von Werner von Koppenfels, Mainz 1988, Seiten 55 f.

delslerlösen zurückkehren werden. Mit Bedauern lässt er *Bassanio* wissen, er habe „weder Geld noch Ware, um eine Summe in bar aufzubringen“. *Bassanio* möge selber sehen, „was mein Kredit in Venedig vermag“, rät ihm *Antonio*. Damit hat er sich als Bürge angeboten und ein Dreiecksgeschäft vorgeschlagen.

Modernes Zinsverständnis

Shylock, ein jüdischer Geldverleiher, soll das Geld beibringen. Der Weg zu *Shylock* fällt *Antonio* besonders schwer, gibt es doch zwischen dem Christen und dem Juden einen Jahrhunderte alten Konflikt darüber, ob es erlaubt ist, für das Verleihen von Geld Zinsen zu nehmen. Den Christen ist das Zinsnehmen verboten, den Juden nicht, zumindest nicht von Christen, was im Wettbewerb das Geschäft für *Shylock* erschwert: „Ich hasse ihn, weil er ein Christ ist, aber mehr noch deshalb, weil er in niederträchtiger Einfalt Geld gratis ausleiht und den Satz der Zinserträge hier bei uns in Venedig drückt.“ Da scheint ein Wettlauf um das billige Geld in Gang gewesen zu sein.

Juden und Christen hielten den Zins für Wucher, da es nach damaliger Auffassung als pervers galt, Geld für Geld zu verlangen. Geld sei steril, so die Lehre, weswegen mit Geld nicht abermals Geld erzeugt werden dürfe. Die Begründung dieses Verbots steht im Buch Deuteronomium, wo es heißt: „Du sollst von Deinen Brüdern keinen Zins nehmen, weder Zins für Geld, noch Zins für Speise, noch Zins für irgendetwas, das man leihen kann“ (Dt 23, 19f). Während nun die Juden dieses Verbot wörtlich nahmen, was bedeutet, dass das Zinsverbot zwar gegenüber Brüdern galt, gegenüber Nichtjuden aber nicht, interpretierten die Christen es universal, da Christen ja auch alle Welt zu Brüdern haben sollten. „Tut Gutes und leiht, wo ihr nichts dafür zu bekommen hofft“, sagt *Jesus* nach dem Bericht des Lukas-Evangeliums in der Bergpredigt.

Shylocks Verständnis des Zinses erweist sich dabei gleich in mehrfachem Sinn als moderner und der christlichen Wirtschaftsmoral überlegen: Während im Nahbereich der Familie zinslose Darlehen sinnvoll sein mögen, weil die soziale Kontrolle da, wo alle einander kennen, die Wahrscheinlichkeit der Rückzahlung erhöht, zwingt im anonymen Fernbereich der Zins den Schuldner zur Tilgung.

Er diszipliniert ihn aber auch, mit dem geliehenen Geld effizient zu wirtschaften: Er zieht das knappe Kapital immer dorthin, wo es den höchsten Ertrag erzielt.

Mehr noch: Der kluge *Shylock* leiht Geld gegen Zins, damit *Bassanio*, wie *Shylock* sagt, seine „gegenwärtigen Bedürfnisse“ befriedigen kann. Gewinn, auch der Zinsgewinn, ist ein Segen, solange die Leute nicht stehlen. *Shylock*, das ist ziemlich revolutionär, weiß also, dass der Zins nicht der Preis des Geldes ist, sondern der Preis für die Zeit, durch welche jemand in die Lage versetzt wird, seine gegenwärtigen Bedürfnisse heute schon und nicht erst in Zukunft zu stillen. Weil wir den gegenwärtigen Genuss dem künftigen vorziehen, muss ein anderer darauf verzichten. Für diesen Verzicht verlangt der Kreditgeber *Shylock* einen Aufschlag, den er ökonomisch und moralisch für gerechtfertigt hält. *Irving Fisher* – und vorher schon *Eugen von Böhm-Bawerk* – haben aus *Shylocks* Argument ihre Theorie der „Impatience“ gemacht, jener Anerkennung „menschlicher Ungeduld“, wonach wir den Genuss desselben Gutes in der Zukunft als minder bewerten im Vergleich zum augenblicklichen Verzehr. Schließlich ist die Zukunft unsicher: Wer weiß, ob wir dann überhaupt noch leben?

Schließlich, letzter Beweis von *Shylocks* Modernität, geht es um die konkreten Kreditverhandlungen: die zentrale Frage, zu welchem Zins *Shylock* die gewünschten 3000 Dukaten verleihen soll. Klug wie er ist, macht er nämlich die Höhe des Zinses abhängig vom Wert der Sicherheiten. Je riskanter das Geschäft, desto höher der Zins, das versteht sich. Dass man sich auf *Antonios* Schiffe, wenn es hart auf hart kommt, nicht verlassen kann, wissen wir schon: Wer weiß, ob sie auf fernen Meeren „ihr eigenes Grab geküsst haben“. Die Schiffe scheiden als Pfand somit aus. Letztlich kommt der Jude mit einem sehr ungewöhnlichen Vorschlag: Sollte *Antonio* den Kredit nicht bedienen können, beansprucht *Shylock*, „ein wohlabgewogenes Pfund von eurem feinen Fleisch abzuschneiden“. Dieses Pfand, so denkt er, ist sicher, so lange *Antonio* am Leben ist.

Sicherer Pfandwert als Illusion

Der Dialog zwischen *Antonio* und *Shylock* über Zins und Pfand als Sicherheit zeigt sehr eindrucksvoll, dass Kreditverhandlungen immer mit zwei Unbe-



kannten spielen. Es steht nicht nur zur Debatte, zu welchem Preis der Gläubiger seinen Kredit an den Schuldner verkauft. Es steht auch zur Debatte, was im Falle des Kreditausfalls als Pfand dienen soll und welchen Wert die Vertragspartner diesem Pfand beimessen. Riskant ist die Geschichte deswegen, weil der Wert des Pfands auch die Höhe des Kreditvolumens bestimmt, soll es doch im Idealfall garantieren, dass der Gläubiger sich daran schadlos halten kann. Da zwei Unbekannte aber schwer auszuhalten sind, verfallen die Menschen gern in den folgenreichen Fehler, den Wert des Pfandes als fix anzunehmen: Offen bleiben dann nur Kreditvolumen und Zinssatz.

Dass dieser Fehler folgenreich ist, zeigt die gegenwärtige Krise sehr eindrucksvoll. Häuser galten als risikolose Sicherheiten für eine üppige Vergabe von Immobilienkrediten und den üppigen Weiterverkauf der darauf gegründeten Forderungen, solange man ihren Wert als sicher ansah. Verführerisch war dieses Geschäft erst recht dadurch, dass die großzügige Vergabe von Krediten auch die Preise an den Gütermärkten steigen ließ, mithin auch der Wert der Pfänder wuchs und der Ausfall eines Kredits nie wirklich zum Problem werden konnte, weil der Schaden durch die im Wert gesteigerten Sicherheiten jederzeit kompensiert werden konnte. Wie amerikanische Häuserbauer ihre Kredite mit den Häusern besichert haben, so haben die Unternehmer *Merckle* oder *Porsche* ihre Spekulationsgeschäfte mit Aktien ihrer Unternehmen besichert. Erst als sich der Zyklus drehte und Geld knapp wurde, weil plötzlich viel Unsicherheit in die Welt hineinrieselte, waren zugleich die scheinbar sicheren Pfänder nichts mehr wert, was sich merkwürdigerweise vorher niemand vorstellen wollte. Die verbleibende „Masse“ schrumpft, weswegen am Ende ein „Massekredit“ so heikel ist, dessen Besicherung sich täglich selbst verzehrt.

Zurück zu *Antonio* und *Shylock*. Auch *Antonio* hat sich verspekuliert. Denn es kam, wie es kommen musste: Der Kaufmann verliert alles. Seine Schiffe gehen zu Bruch, er wird ein Bankrotteur, der seinen Kredit nicht mehr zurückzahlen kann. Das Angebot *Bassanios*, der inzwischen finanziell ausgesorgt hat, weil er die schöne *Portia* freien konnte, ihn um ein Vielfaches zu entschädigen, schlägt *Shylock* aus. Zwar braucht auch er Geld, weil seine Tochter mit großen Teilen seines Vermögens durchgebrannt ist, doch lieber besteht er auf der Einlösung seines Pfandes.

Da wird die Sache zu einer juristischen Angelegenheit; schließlich leben die Venezianer wie die Engländer in einem Rechtsstaat. Vertrag ist Vertrag, und die Rule of Law gilt, sagt *Shylock* und wetzt schon das Messer. Doch die Richter, wie alle Juristen geübt in dialektischer Rabulistik, ändern die Definition des Pfandes: Ein Pfund Fleisch, gewiss, soll der Jude erhalten. Aber dabei dürfe kein Tropfen Blut fließen, denn davon sei im Vertrag ja auch nicht die Rede gewesen. Damit ist das Pfand auf einen Schlag nichts mehr wert. *Shylock*, einen Moment zuvor noch der große Gewinner, wird zum großen Verlierer: Sein Vermögen, verfügen die Richter mit weiteren Winkelzügen, geht an *Antonio*. Sollte er sich zwangskonvertieren lassen, darf er die Hälfte davon behalten.

Ungeduld verführt zum Schuldenmachen

Fassen wir zusammen: Für *Shakespeare* bleibt die Welt des Ökonomischen zutiefst ambivalent. Gerade das macht den „Kaufmann von Venedig“ zu einem Schwellentext des europäischen Wirtschaftswunders. Am Ende des Stücks nämlich landen wir wieder in der vorkapitalistischen Märchenwelt *Bassanios*, in welcher der schöne Müßiggang gepflegt wird. Es ist eine Welt von gestern als Sehnsuchtsgestalt, in der der Gentleman noch nicht zum Wirtschaftsbürger geworden ist.

Shylock, die Figur, die die moderne Welt am meisten vorwegnimmt, ist der große Verlierer des Stücks. Im letzten Akt spielt er nicht mehr mit. Der Finanzkapitalismus verdirbt den Charakter und das Happy End: Oder würden Sie es nicht auch als sittenwidrig ansehen, als Pfand eines Kreditvertrags ein Stück lebendiges Menschenfleisch zu fordern?

Der Kaufmann geht in dieser Welt als Vertreter der sogenannten Realwirtschaft gerade noch durch: Er darf am Hofe der schönen *Portia* Platz nehmen, denn ihm verdanken wir unseren Reichtum. Dabei wissen wir heute doch alle: Marktwirtschaft ist nicht nur Erfindungsgeist und Unternehmertum. Unser aller Wohlstand gründet auf Kredit, und zwar im doppelten Sinn. Würden wir einander nicht vertrauen, würden wir uns nicht wechselseitig Verlässlichkeit unterstellen, würden alle, nicht nur die wirtschaftlichen Aktivitäten ersticken. Aber auch im engeren Sinne gilt die Erkenntnis des frühen *Joseph Schumpeter*: „Auf seinen Schulden

reitet der Unternehmer zum Erfolg.“ Der Kredithebel, mit dem der Unternehmer sein Eigenkapital verlängert, bringt ihm die erhoffte Rendite und ermöglicht ihm, sein Abenteuer erfolgreich auszuführen. Der Kredit – das fremde Geld – gibt auch dem Habenichtsin eine Chance, wenn er nur gute Ideen hat und Fortuna ihm gewogen ist. Unsere Impatience ist der Quell unseres Erfolgs. Und weil es uns nicht schnell genug gehen kann und das Geld billig daher kommt, lassen wir uns zuweilen dazu verführen, zu viel Geld zu leihen und die Risiken zu missachten.

Wären wir aber alle „patient“, gelassen und zufrieden, wir wären auf keinen grünen Zweig gekommen und lebten immer noch in der Steinzeit. Schulden machen zu wollen, Ausbund unserer Ungeduld, ist das nach *Ben Funnell* „schmutzige kleine Geheimnis des Kapitalismus“. Was täten wir ohne die Möglichkeit, uns zu verschulden? Haushalte hätten Schwierigkeiten, an Autos, Möbel oder andere teure Dinge zu kommen. Wenn es keinen Kredit gibt, kann auch der Konsum nicht über einen zumutbaren Zeitverlauf gestreckt werden. Studenten, die auf einen Kredit angewiesen sind, könnten nicht studieren. Unternehmer könnten ihren Maschinenpark nicht modernisieren. Kaufleute könnten nicht mehr investieren, und *Antonio* könnte nicht mehr seine Schiffe aussenden.

Ambivalente Haltung gegenüber dem Kreditgewerbe

Freilich: Stets muss mit Fortuna gerechnet werden. Die Dame ist ziemlich unberechenbar. Plötzlich nistet eine große Unsicherheit sich ein – keine normale Unsicherheit –, und nicht nur ein Kredit fault, sondern alle Kredite. Dann werden die Geldverleiher zu Hasszielen unserer Enttäuschung. *Shylock* wird in den Canale Grande geworfen, oder, was fast so schlimm ist, zwangschristianisiert.

Die Geldleiher, sie bleiben auch ansonsten überzeugten Marktwirtschaftlern suspekt. Wachstum, welches wir durch billigen Zins und billige Schul-

den finanzieren, hat *Paul Kirchhof* kürzlich als „Scheinwachstum“ bezeichnet. Ist das ein generelles Plädoyer gegen Schulden oder für Wucherzinsen? Wahrscheinlich nicht, aber es zeugt von der Ignoranz gegenüber Kreditzyklen: Mal ist das Geld zu billig, mal ist es zu teuer, und nie ist es uns recht. Und es zeugt vom großen Misstrauen gegenüber den Leistungen der Finanzwirtschaft.

Kein Wunder, dass, wenn es ums Geld geht, der Antikapitalismus immer latent antisemitisch daher kommt. Schon *Jesus* ließ die Geldleiher und Geldwechsler aus dem Tempel vertreiben. Aussprechen darf man das freilich nicht: „1929 traf es die Juden, heute die Bankmanager“, hat *Hans-Werner Sinn* im vergangenen Herbst gesagt und damit den antisemitischen Soupçon der Krise entlarvt. Der Ausspruch ist ihm nicht gut bekommen.

Dabei spiegelt sich in diesem latenten Antisemitismus die ambivalente Haltung gegenüber dem Kreditgewerbe. „Der Okzident braucht den Juden“, schreibt der israelische Historiker *Doron Rabinovici* in seinem 2001 erschienenen Essay „Credo und Credit“. So ist es: Der Kaufmann von Venedig braucht *Shylock*, auch wenn er ihn nicht liebt. Der Unternehmer braucht seinen Bankier, auch wenn er ständig über ihn klagt. Noch jede Revolution, die die Banker an die Laternen knüpfen wollte, verlangte, kaum hatte sie gesiegt, nach Bankern. Insofern ist es ein gutes Zeichen, dass heute schon wieder die Investmentbanker von guten Geschäften berichten.

Unser Wohlstand, das war meine idealistische These, für die ich hier werben wollte, verdankt sich der allmählichen Herausbildung einer positiven Rhetorik gegenüber Privateigentum und Gewinnstreben. Die Umwertung aller Werte dauerte einige Jahrhunderte, und der spätere Antikapitalismus bedient sich bis heute der Wertungen von früher. Dabei hat es *Antonio*, der Kaufmann, inzwischen zu ordentlichem Ansehen gebracht. *Shylock*, der Finanzier, ohne den wir nie so reich geworden wären wie wir sind, wird uns wohl immer suspekt bleiben. ■